

---

## »[M]ein Düsseldorf und ich« ›Deutschland und die Deutschen‹ in *Homo faber*

»My Dusseldorfer and me«. ›Germany and the Germans‹ in *Homo faber*.

« Mon Dusseldorfois et moi ». «L'Allemagne et les Allemands» dans *Homo faber*.

Prof. Dr. Yahya Elsaghe

---



### Édition électronique

URL : <http://journals.openedition.org/germanica/1197>

DOI : 10.4000/germanica.1197

ISSN : 2107-0784

### Éditeur

Université de Lille

### Édition imprimée

Date de publication : 1 juillet 2011

Pagination : 111-130

ISBN : 9782913857278

ISSN : 0984-2632

### Référence électronique

Prof. Dr. Yahya Elsaghe, « »[M]ein Düsseldorf und ich« ›Deutschland und die Deutschen‹ in *Homo faber* », *Germanica* [Online], 48 | 2011, document 7, Online erschienen am: 01 Juni 2013, abgerufen am 06 Oktober 2020. URL : <http://journals.openedition.org/germanica/1197> ; DOI : <https://doi.org/10.4000/germanica.1197>

---

Ce document a été généré automatiquement le 6 octobre 2020.

© Tous droits réservés

---

# »[M]ein Düsseldorf und ich« ›Deutschland und die Deutschen‹ in *Homo faber*

»My Dusseldorfer and me«. ›Germany and the Germans‹ in *Homo faber*.  
« Mon Dusseldorfois et moi ». «L'Allemagne et les Allemands» dans *Homo faber*.

Prof. Dr. Yahya Elsaghe

---

## I

- 1 ›Deutschland und die Deutschen‹, das nächste Fremde der Deutschschweiz und die wichtigste Bezugsgröße ihrer Selbstvergewisserung, kommen denn auch in dem sicherlich berühmtesten aller Deutschschweizer Nachkriegsromane vor. In *Homo faber* erscheint das ›Deutsche‹ in allen drei historischen Varianten, in denen es zur Zeit der Handlung und ihrer Vorgeschichte eine Rolle spielte, in Form der Bundesrepublik, des ›Dritten Reichs‹ und auch der DDR. Und zwar verhält sich die Prominenz seiner jeweiligen Erscheinung proportional dazu, wie wichtig diese Rolle im kollektiven Gedächtnis und für die politisch-ökonomischen Belange der Nachkriegsschweiz war.
- 2 Die DDR kommt freilich als solche nirgends vor. Sondern sie firmiert jeweils als »Ostdeutschland«<sup>1</sup>; eine mehrdeutige und territorialpolitisch überaus heikle Benennung. Gleichwohl entsprach sie der bundesdeutschen Sprachregelung – verbindlich noch bis Ende der Sechziger Jahre –, die Selbstbezeichnung des anderen deutschen Staates nur nicht zu übernehmen und diesem nur schon nomenklatorisch die Anerkennung zu verweigern (die ihm auch die Eidgenossenschaft erst in den Siebziger Jahren gewähren sollte<sup>2</sup>). Die also nicht von ungefähr gar nicht so genannte DDR taucht denn auch nur ganz am Rande auf. Dennoch oder gerade deswegen nimmt sie hier eine sehr vielsagende Gestalt an.
- 3 Sie erscheint lediglich in einer Gestalt aus der Vorvergangenheit der erzählten Zeit. Es repräsentiert sie ein gewisser Piper, der aber den noch eindeutig deutschen Namen

»Seifert« tragen sollte: »ein Mann, der aus Überzeugung in Ostdeutschland lebt«<sup>3</sup>, wie es zweimal mit nahezu denselben Worten heißt, »weil« er eben »immer noch vom Kommunismus überzeugt« ist<sup>4</sup>. Dieser also nach wie vor überzeugte Kommunist war Hannas zweiter Ehemann. Als solcher war er so etwas wie ein Neben- oder sozusagen ein Nachbuhler Fabers. Und dieser wird auch noch in seiner Beziehung zu Sabeth einmal mit Piper gleichgesetzt oder doch verwechselt, wenn ein Schiffssteward ihn, Faber, mit »Mister Piper« begrüßt<sup>5</sup>.

4 Von Piper nämlich haben »Dr. Hanna Piper«<sup>6</sup> und »Miss E. Piper«<sup>7</sup> den Namen und vielleicht auch die »britische«<sup>8</sup> Staatsbürgerschaft. Schon diese verwiesene gegebenenfalls auf den intertextuellen Bezug, aus dem heraus der Name beziehungsweise die Umbenennung der Figur Bedeutung gewinnen kann. Als Referenztext nämlich, wie Melanie Rohner nachgewiesen hat<sup>9</sup>, diente Frisch hier ein »im Norden Englands«<sup>10</sup> spielendes Drama eines (seit 1927) wahlbritischen Autors, ein Stück, das übrigens Peter Suhrkamp (zusammen mit Rudolf Alexander Schröter) just zu der Zeit übersetzen sollte, da sich Suhrkamps Freundschaft mit Frisch zu entspinnen begann: T. S. Eliots Family Reunion, deutschsprachige Uraufführung in derselben Spielsaison wie die überhaupt erste Aufführung eines Frisch-Stücks und auf derselben Bühne wie diese, am Zürcher Schauspielhaus.

5 »Piper« heißen bei Eliot die Brüder eines Toten, des verstorbenen Lord Monchensey. Eine nicht nur eben unscheinbare, schon gar nicht gespenstische, sondern eine schlechtweg erbärmliche Figur macht der Piper des Homo faber. »Hanna erwähnt ihn fast nie«<sup>11</sup>, »Hanna berichtet ungern von ihm«; und was sie von ihm »berichtet«, »interessiert« nicht<sup>12</sup>, »schon gar nicht«<sup>13</sup>. Auch hat ihn Sabeth als Stieftochter »nicht allzusehr«<sup>14</sup> gemocht (während sie Faber dagegen, versteht sich, als Frau rundheraus und in jedem Sinn »liebt – «<sup>15</sup>).

6 Als ernsthafter Konkurrent scheidet Piper immer schon aus. Ernstlich messen kann er sich mit Faber nie und nimmer, trotz jener Verwechslung auf See und mag ihn Hanna auch in malam partem, in einer »gewissen« Art Männlichkeit und männlichen »Stockblindheit« mit diesem vergleichen<sup>16</sup>. Zwar ist »Herr Piper«, wie ihn Faber mit süffisant ironischer Ehrerbietung zu nennen pflegt, nicht tot wie sein entfernter Namensvetter. Aber, fast schlimmer noch, er »verdankt [...] sein Leben, scheint« es Faber, seiner Frau – nachdem umgekehrt, wie gleich noch zu zeigen sein wird, diese Frau einmal ihr eigenes Leben Pipers schweizerischem und also auch hierin unschlagbarem Vorgänger schulden sollte –:

Herr Piper war eine Enttäuschung, weil kein Kommunist, sondern Opportunist. Wie Hanna sagt: linientreu bis zum Verrat, neuerdings bereit, Konzentrationslager gutzufinden. Hanna lachte nur: Männer! Er unterwirft sich jeder Devise, um seine Filme machen zu können. Juni 1953 hat Hanna ihn verlassen. Er merke es gar nicht, wenn er heute verkündet, was er gestern widerrufen hat, oder umgekehrt [...]. Früher habe er Humor besessen; jetzt lache er nur noch über den Westen<sup>17</sup>.

7 Mit der »Überzeugung«, die dem »Ostdeutschen« zuvor noch wiederholt konzediert wurde, kann es nun plötzlich doch nicht so weit her gewesen sein. Und von solch einem humor- und charakterlosen Pseudokommunisten repräsentiert, zeigt sich denn die DDR hier von ihrer historisch schlimmsten Seite. Sie kommt a limine unter der Signatur des »Juni 1953« in den Blick, der als fatales Datum seinerseits für »eine Enttäuschung« steht, für ihren eigenen »Verrat« an den Idealen ihrer Gründung. Dabei scheint sich in ihrer Geschichte, in ausgerechnet diesem deutschen Staat die unmittelbare Vergangenheit zu wiederholen, wenn ein »Kulturschaffender« wie Piper ausgerechnet

»Konzentrationslager« gutheißt, wie sie für den Staatsterror des ›Dritten Reichs‹ notorisch waren.

- 8 Dieses ›Dritte Reich‹ selbst aber erscheint im Roman seinerseits nur am Rande. Es gibt den Hintergrund ab für die Erzählung von Fabers und Hannas gemeinsamer Vergangenheit als Paar beziehungsweise für das Ende ihrer Paarbeziehung. Hierbei aber wird der deutsche Boden nie betreten. Das Reich und seine Ungeheuerlichkeiten bleiben auf sicherem, tertiär-medial sichergestelltem Abstand: »vor dem Radio, Verkündung der deutschen Rassengesetze«<sup>18</sup>.
- 9 So zumindest in der publizierten Version des »Bericht[s]«. Denn die dunkelste Phase der deutschen Geschichte wird beziehungsweise wurde darin im Verlauf der dokumentierbaren Textentstehung in ziemlich verschiedenem Grad vergegenwärtigt. Erst ganz zuletzt hat Frisch die Vergegenwärtigung sehr erheblich abgeschwächt. Er hat sie gleichsam in letzter Minute zurückgenommen, nämlich erst in der Fassung des Erstdrucks, der 1957 pünktlich zur Frankfurter Herbstmesse erschien.
- 10 Nur wenige Wochen zuvor noch, in der wenig älteren Fassung eines mit »20.8.1957« datierten Typoskripts, war die Vorgeschichte des Paares um eine unvergessliche Episode reicher gewesen. Darin erreichte dieses noch den Boden des Reichsgebiets fast tatsächlich. Es gelangte so einmal wenigstens ins Niemandsland der Grenzzone. Und um ein Haar hätte es die ihm bereits geöffnete Grenze überquert. Deren unmittelbar bevorstehende oder drohende Überquerung bot dem, man darf hier noch uneingeschränkt sagen: Helden die Gelegenheit zu einer denn ganz »grossartig« bestandenen Bewährungsprobe. Und bei dieser eben, genau komplementär zu Hannas und Pipers Paargeschichte, verteilten sich die Rollen von Retter und Geretteter noch in einer Weise auf die Geschlechter, die dem traditionellen Heldennarrativ konform war.
- 11 Hier, »bei Lindau«, vermochte der Schweizer dem und den Deutschen gegenüber eine staunenswerte, sensu strictissimo heroische Überlegenheit zu behaupten. Dabei erschien ›das‹ Deutsche übrigens auch hier im Rahmen einer mann-männlichen Konkurrenzsituation. Auch hier nahm die Auseinandersetzung mit ihm von fern eine soziobiologisch-archetypische Form, diejenige eines Kampfs ums Weibchen an. Denn wieder erschien sein repräsentativer Exponent als sexueller Rivale des Schweizer Helden. Oder wenigstens maßte er sich die Rivalenrolle an, indem er mit Hanna, wenn auch noch so aussichtslos zu »flirte[n]« sich unterstand:

Ich werde nie vergessen, wie wir bei Lindau an der deutschen Grenze standen. Man sieht es Hanna nicht ohne weiteres an, dass sie keine Arierin ist, und alles ging in Ordnung. Man durfte gewisse Zeitungen nicht über die Grenze nehmen, neben [sic] dem grünen Zöllner stand ein Orangutang [sic] in schwarzen Stiefeln und braunem Hemd, Revolver im Gurt, Hakenkreuz am Aermel, gelangweilt, sodass er mit Hanna flirtete. Hanna in ihrem deutschen Lodenmantel redete ihr waschechtes Münchnerisch, und der Zöllner machte sein Kreuz auf die Koffer. Wir sassen bereits im Wagen, als der Passbeamte kam, um ihren Pass nochmals zu sehen. Ob sie Jüdin sei? Hanna sagte: Klar! Er behielt ihren Pass. Ich begriff nicht genau, was das bedeutete, aber ich fuhr nicht, obschon sie den Schlagbaum hoben, sondern stieg aus und ging dem grünen Beamten nach, der Pass war bereits beim SA-Mann. Ich trat zu ihm, ohne ein Wort zu sagen, und nahm ihm den Pass aus der Hand, damit hatte er nicht gerechnet, scheint es, er glotzte nur, und niemand hinderte uns, zum Schweizerischen [sic] Schlagbaum zurückzufahren. Hanna fand mich grossartig. Es war die Zeit, als die jüdischen Pässe annulliert wurden.

- 12 Während Frisch noch im August 1957 einen Affenmenschen von »SA-Mann«, vorzuführen gedachte, hat er solche unschmeichelhaften Referenzen auf die deutsche

Geschichte, der zuvor behaupteten Unvergesslichkeit der Heldenepisode zum Trotz, in der wenig jüngeren Druckfassung beseitigt. Das ›Dritte Reich‹ samt seiner Schergen bleibt nun eben in räumlicher Distanz. Seine jetzt nicht mehr nur zeitlich, sondern auch spatial strikte Distanzierung ließe sich leicht in den Zeitgeist der Ära Adenauer einordnen. Es ließe sich interpretieren als Teil und Ausdruck einer ganz bestimmten, genuin westlichen Nonchalance, einer ›Schwamm drüber‹-Mentalität sozusagen, wie sie sich auch in den Floskeln vom ›Nullpunkt‹ oder von der ›Stunde Null‹ zeigte<sup>19</sup>.

- 13 In eine solche Interpretation des Romans fügten sich, auf einen ersten Blick zumindest, die darin prominenteren Repräsentationen ›Deutschlands und der Deutschen‹. ›Deutschland‹ gibt jetzt, nach der Streichung jener heroischen Vorgeschichte »bei Lindau«, nur noch auf dem Boden der Bundesrepublik den Schauplatz der Handlung oder einer Handlungsepisode ab. ›Und die Deutschen‹ sind am prominentesten in der Gestalt eines, vor allem anderen »junge[n]«<sup>20</sup> Bundesrepublikaners repräsentiert. Dieser, Herbert Hencke, grenzt sich schon in seinen allerersten Reden von der nationalsozialistischen Rassenideologie ab; mag er deren berüchtigten Propagator bei der Gelegenheit auch mit einem befremdlichen Attribut versehen: »Unterscheidung nach Herrenmenschen und Untermenschen, wie's der gute Hitler meinte, sei natürlich Unsinn [...]«<sup>21</sup>.
- 14 Herbert Hencke ist beides, typisch deutsch und typisch westdeutsch. Er hat »ein sehr deutsches Gesicht«<sup>22</sup>; und er trägt einen sehr deutschen, soll heißen einen für Schweizer Normalverhältnisse völlig ausgefallenen Namen: »Herbert« ist und war auch seinerzeit im ›pook der Schweizer Vornamen ungewöhnlich; und der Nachname, ohne oberdeutsche Apokope: »Hencke«, hat eine für Schweizer Dialekte unübliche Lautung.
- 15 Der also physiognomisch wie ex nomine typische Deutsche ist zugleich »Vertreter« des kapitalistischen Wirtschaftssystems. Dabei ist ihm dessen Vertretung buchstäblich in Fleisch und Blut übergegangen, und sei es auch um den Preis einer Fehlleistung seitens des Autors. Denn er heißt nicht nur wie der genuin kapitalistisch verfasste Betrieb, den er vertritt; sondern er soll mit diesem abstruserweise sogar blutsverwandt sein: »Vertreter und Neffe der Hencke-Bosch GmbH«<sup>23</sup>.
- 16 Anders als dieser Firmenname oder dessen zweite Hälfte suggerieren könnte, die Assoziation mit dem realen Groß- und Traditionsunternehmen halbwegs gleichen Namens, ›Bosch GmbH‹, kommt Herbert nicht etwa aus Stuttgart: »Hencke-Bosch GmbH, Düsseldorf«<sup>24</sup>. Dem Firmensitz und Herkunftsort scheint im ›identity kit‹ des Deutschen eine besondere Bedeutung zuzukommen. Denn auf ihn reduziert Faber diesen so lange, als er ihn, den »Deutsche[n]«, noch nicht bei seinem erst »überhört[en]«<sup>25</sup> Namen nennen kann. Nicht weniger als dreimal nennt er ihn den »Düsseldorfer«<sup>26</sup>; und doppelt so oft bezeichnet er ihn gar herablassend oder gleichsam vereinnahmend als »mein[en] Düsseldorfer«<sup>27</sup>.
- 17 Die in solchen Antonomasien so hartnäckig fixierte Stadt war für das ›neue Deutschland, das neue Westdeutschland, unter mehr als einem Aspekt repräsentabel. Anders als etwa Stuttgart lag sie nahe an den politischen Machtzentralen der Bundesrepublik, ja in Bonns unmittelbarem Einzugsgebiet (oder vice versa). Im Krieg ›gut‹ zur Hälfte zerstört, wurde sie wiederaufgebaut – unter Architekten übrigens, die aus Albert Speers Planungsbüro kamen<sup>28</sup>. Dieses, oder wie Faber hierfür bezeichnenderweise sagt: »das heutige Düsseldorf«<sup>29</sup>, wurde zur Hauptstadt eines ganz neu geschaffenen, und zwar des wichtigsten Bundeslands, will heißen des bevölkerungsreichsten und industriell stärksten. Und vor allem war Düsseldorf denn

ein, wenn nicht das Epizentrum des deutschen Wirtschaftswunders, zu dessen »Vertreter[n]« Herbert Hencke und zu dessen Profiteuren seine ›Gesellschaft mit beschränkter Haftung‹ gehört.

- 18 In solcher sehr bundesrepublikanischer Gestalt eines »junge[n] Deutsche[n]«<sup>30</sup> erscheinen ›Deutschland und die Deutschen‹ schon auf den ersten paar Seiten des Romans, ohne dass das damit evozierte Bild später noch differenziert würde. Denn der hier charakterisierte Deutsche bleibt im wesentlichen der einzige, den einem der Erzähler unmittelbar vor Augen führt; abgesehen lediglich von jener Episode, die jetzt allein noch auf deutschem Boden spielt, und zwar wiederum in Düsseldorf, ›of all cities‹. Dabei aber erinnert der dort auftretende »junge Techniker«<sup>31</sup> verdächtig stark an den ersten Düsseldorfer. Seinerseits »jung[]«, soll er Faber, der ihn wiederum »nicht los«-werden kann, mit seiner »gefällig[en]« Beflissenheit und »herablassend[en]« »Besserwisserei« »nervös« und »krank« machen<sup>32</sup>. »[R]edete« Herbert »über Radar, wovon er wenig verstand«<sup>33</sup>, so gibt »[d]er Junge« vor Ort »Quatsch über Optik« von sich, »wovon er nichts versteht«<sup>34</sup>, wiederum im Gegensatz natürlich zu Faber, einem Absolventen der, wie er mehr als einmal zu Protokoll gibt, »Eidgenössischen Technischen Hochschule«<sup>35</sup>, der »seinem« ersten Düsseldorfer denn zuvor erst einmal die »Optik« seiner »Kamera [...] erläuterte«<sup>36</sup>.
- 19 Abgesehen von dieser Marginalfigur aber eines zweiten Düsseldorfers, die also noch dazu etwas von einer Dublette oder einem Wiedergänger des ersten hat, werden der Parade ausgerechnet solch eines Landsmanns wie Herbert Hencke im weiteren Verlauf der erzählten Zeit keine anderen Deutschen mehr zur Seite, geschweige denn gegenübergestellt. Diese Gestalt ›des‹ Deutschen gerät ausnahmsweise in kein erotisches Konkurrenzverhältnis mehr zu Faber. Oder jedenfalls steht sie in keiner direkten Rivalitätsbeziehung zu ihm. »[D]er junge Deutsche« ist mit einem Nachbuhler Fabers nur noch verwandt. Sein Bruder, Joachim Hencke, war Hannas erster Ehemann. Als solcher unterschied er sich allerdings sehr vom zweiten, der rundum eine »Enttäuschung« war und, wenn man seinen neuen Namen à tout prix zum Sprechen bringen will, eine ›Pfeife‹ ist. Sabeth beispielsweise, die für jenen Piper ja nur laue Gefühle empfand, »liebte ihn«<sup>37</sup>, Joachim. Er war ihr mehr als bloß ein Stiefvater wie Piper; »er war wie ein richtiger Vater«<sup>38</sup>. Auch in dieser Beziehung also füllte er Fabers Stelle ganz aus, und zwar von Anfang an. Schon bei Sabeths Geburt war Faber »ja nicht« und Joachim hingegen »natürlich dabei«<sup>39</sup>.
- 20 Wie ernst Joachim als Fabers Konkurrent zu nehmen ist – »Hanna hat ihn nie vergessen«<sup>40</sup> –, geht aus einer freilich ziemlich unscheinbaren, aber im Text als solche gleichsam eingestandenen Motivationslücke hervor. Ganz anders als bei der zweiten, der Trennung von Piper, können die Gründe für Hannas Scheidung von Joachim »eigentlich« nicht benannt werden: »Warum es mit Joachim nicht gegangen war, sagt[] sie [scil. Hanna] eigentlich nicht. Sie nennt ihn einen lieben Menschen«<sup>41</sup>, im Typoskript gar »de[n] tapferste[n] Mensch[en], den sie kenne«. Joachim ist also kurzum ein integrierter, guter oder eben »liebe[r] Mensch[]«, skrupulös wie nur einer – »ein Gewissen, das an Selbstmord grenzt«, stand im Typoskript – und offenbar noch tapferer als Faber »bei Lindau«.
- 21 Nicht umsonst, zum Zeichen ihrer Ebenbürtigkeit, sind oder waren Faber und Joachim eng befreundet. Joachim hat »ein männliches Gesicht, sympathisch«<sup>42</sup>. Und er trägt einen zwar wiederum ganz und gar deutschen, ›unschweizerischen‹, aber seinerseits entschieden sympathischen Namen. Eine entschieden positive Besetzung desselben

ergibt sich jedenfalls dann, wenn man das Namenskonnotat aus der deutschen Literaturgeschichte herleitet. (In der englischen, wie Rohner anhand von D. H. Lawrences *Plumed Serpent* zeigt, wäre »Joachim« der Name eines zweiten Ehemanns, eines Piper sozusagen<sup>43</sup>.) Der in der deutschen Literatur berühmteste und ein eben ausnehmend liebenswürdiger Träger des Vornamens »Joachim« findet sich bekanntlich in dem nachgerade großepischen Text, auf den sich Frisch in seinem nächstälteren Roman, in der Davoser Episode des *Stiller*, intertextuell ganz unmissverständlich bezogen hatte und der denn auch »als das einzige von Thomas Mann« (zusammen mit einem Titel »von Lawrence«) in Stillers Bibliothek steht, wie klein diese auch sein mag<sup>44</sup>.

- 22 Als Fabers Konkurrent ist Joachim demnach ungleich ernster zu nehmen als alle anderen. Genauer gesagt wäre er es oder war er es einmal. Denn nicht nur ist Hanna schon zu Anfang der erzählten Zeit von Joachim Hencke längst wieder geschieden – wobei die Gründe für ihre wiederholt erwähnte Scheidung<sup>45</sup>, anders als bei der Trennung von Piper, jeweils eben unter die als solche ausgewiesenen Leerstellen des Texts fallen –: Während des weiteren, aber sehr frühen Handlungsverlaufs oder schon vor dessen Beginn (das kann nicht mit Sicherheit entschieden werden) ereilt den potentiellen Rivalen auch noch das Schicksal dessen, nach dessen Brüdern jener Piper alias Seifert benannt ist. Oder vielmehr ereilt ihn ein noch viel schlimmeres Schicksal. Er ist nicht einfach tot. Seine unbestattete Leiche verwest auf extrem abstoßende Art und Weise.
- 23 Aber auch ungeachtet der dennoch stark positiven Besetzung seines nun toten Bruders kommt der eine prominente Deutsche in *Homo faber*, verglichen mit dem Jammermenschen aus »Ostdeutschland«, vom NS-»Orangutang« ganz zu schweigen, ziemlich heil davon. Sein Portrait fällt verhältnismäßig moderat aus, trotz einer gewissen Zudringlichkeit und »Besserwisserei« und bei aller Herablassung, mit der der Erzähler diese quittiert. Die Gestaltung gerade dieses einen Deutschen lässt sich damit eben als Ausdruck der Nachkriegsmentalität, eines zeit- und blocktypischen »good will« deuten, wie er sich auch in der Bereinigung der wenig älteren Textfassung niedergeschlagen zu haben scheint. Trotzdem oder gerade deshalb lohnt es sich zu fragen, ob unter dem Firnis dieses Zeitgeists nicht noch ganz andere Bilder »des« Deutschen fortwirken und ob nicht selbst noch der Bundesrepublikaner zumindest in Spuren und Resten Züge des »hässlichen« Deutschen trägt, den jener SA-Mann so prachtextemplarisch verkörperte.

## II

- 24 Noch bevor die Leserschaft auf der zweiten Seite des Romans erfährt, welche Nationalität dessen Erzähler hat, kann sie schon aus der ersten erschließen, welche er jedenfalls nicht hat. So wenigstens, als Abgrenzung vom Eigenen, lässt sich hier die Antonomasie »der Deutsche« verstehen<sup>46</sup>; und so wird sie auch gemeint sein. Denn im Folgenden artikuliert der »autodiegetische« Erzähler ganz offen eine starke Abneigung gegen »die Deutschen«: »ich mag die Deutschen nicht«<sup>47</sup>. Damit spricht Faber offenbar für seine Generation. So steht es auch in Frischs *Dienstbüchlein*: »Die deutsche Art war ohnehin nie beliebt gewesen, die deutsche Schnauze, der Sauschwab«<sup>48</sup>.
- 25 »[O]hnehin nie«: Die Apodiktik dieser Aussage und die Regelmäßigkeit, mit der deutschfeindliche Stimmungen in der Schweiz wiederkehren – bis heute und gerade

heute –, sollten nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Deutschschweizer Germanophobie in solch offener und undifferenzierter Form vergleichsweise jungen Datums zu sein scheint. In dieser Form scheint sie erst während des »Dritten Reichs« und zumal im Zweiten Weltkrieg Platz gegriffen zu haben. Sie ersetzte und überschrieb so ein zuvor »komplexes« Verhältnis. (Das Wort und seine Ableitungen durchziehen die Studien zum Thema wie ein roter Faden<sup>49</sup>.) Dabei neigte sich dieses komplexe und ambivalente Verhältnis im Lauf des späteren neunzehnten und des frühen zwanzigsten Jahrhunderts tendenziell, aber deutlich zur Germanophilie, wie sie in Frischs frühester Kindheit, anlässlich des Kaiserbesuchs vom Spätsommer 1912, eines ihrer euphorischen »peaks« durchlief<sup>50</sup>.

- 26 Auf die Gefahr hin, die Interpretation damit etwas sehr zu überziehen, kann man den Mentalitätswandel, der sich in Frischs frühen Jahren vollzog, in Fabers germanophobem Bekenntnis sogar widergespiegelt sehen, samt der älteren Ambivalenz und den historischen Bedingungen ihrer Vereindeutigung ad peiorem partem. Denn Faber gibt sein Bekenntnis qualifiziert ab. Er nimmt den sympathischsten oder einzig sympathischen Deutschen des Romanpersonals davon aus: »[...] ich mag die Deutschen nicht, obschon Joachim, mein Freund, auch Deutscher gewesen ist...«<sup>51</sup>
- 27 Die eine Ausnahme, die Faber von der Regel macht, könnte deren historische Bedingtheit vielleicht mit reflektieren. Nicht nur dass Joachim »sich zum Verdruss seiner Sippe« der Wehrmacht zunächst entziehen und dass sein »freiwillig[er]« Eintritt in sie im Affekt und als »Kurzschlußhandlung« erfolgen wird<sup>52</sup>: Seine und Fabers Freundschaft gehört doch zur Gänze in die Vorkriegszeit. Sie deckt sich hierin mit Fabers großer Liebe, die dieser hier aber von seiner Abneigung gegen »die Deutschen« für ihr Teil auszunehmen versäumt: Sei es, weil die Abneigung auf ein rein männliches Feindbild »des« Deutschen eingeschworen bleibt und Frauen darin keinen Platz finden oder doch nur einen sehr marginalen einnehmen<sup>53</sup> – deutsche Frauen sind in Frischs Gesamtwerk überhaupt auffällig positiv besetzt –; oder sei es sogar, dass Hanna als »Halbjüdin«<sup>54</sup>, und zumal sie selber »mit Deutschen nichts zu tun haben« »wollte«<sup>55</sup>, gar nicht wirklich als Deutsche zählt. Eine solche Disjunktion freilich der »Halbjüdin« einer- und der »Deutschen« andererseits stimmte gegebenenfalls auf doch wohl nicht ganz unbedenkliche Art mit den Definitionen der Nürnberger Gesetzesbeschlüsse überein, die Faber letztlich erst zu seinem »Entschluß« brachten, »Hanna zu heiraten, falls ihr je die Aufenthaltsbewilligung entzogen werden sollte«<sup>56</sup>.
- 28 Seine eigene Nationalität macht der Erzähler hingegen nirgends von sich aus zum Thema. Thematisch wird sie nur und »buchstäblich« nebenbei. Sie wird es zwischen Klammern, aber bezeichnenderweise wiederum im Kontakt und während einer »Auseinandersetzung« mit »dem« Deutschen, bei einer »leider« unvermeidlichen Konversation:
- Später nahm ich meine Akten aus der Mappe, um zu arbeiten; leider gab es gerade eine heiße Bouillon und der Deutsche (er hatte, als ich seinem schwachen Englisch entgegenkam mit Deutsch, sofort gemerkt, daß ich Schweizer bin) war nicht mehr zu stoppen. Er redete über Wetter, beziehungsweise über Radar, wovon er wenig verstand; dann machte er, wie üblich nach dem zweiten Weltkrieg, sofort auf europäische Bruderschaft<sup>57</sup>.
- 29 Dass der Erzähler »Schweizer« ist, scheint man ihm also vermöge seiner Weltläufigkeit und »kraft« seines »starken« Englisch nicht anzumerken. Damit ist von Anfang an seine Überlegenheit etabliert. Diese ist umso bezeichnender, als sie gewissermaßen bloß behauptet und vom Wortlaut des Texts gleichsam widerlegt wird. Denn dessen Duktus



scheint zwar vereinzelte Anglizismen aufzuweisen und damit eine tiefe Immersion seines fiktiven oder auch realen Autors ins Amerikanisch-Englische zu verstehen zu geben (»einen Drink«, »einen Drink haben«<sup>58</sup>, »in Dieselmotoren interessiert«<sup>59</sup>). Dennoch aber verraten die paar originalenglischen Brocken, die dem Autor mit unterlaufen, dass sein eigenes Englisch gar so stark nun auch wieder nicht sein kann: »He's teaching in Yale«<sup>60</sup>, ganz zu schweigen vom Typoskript und den Abenteuerlichkeiten seiner »englischen« Orthographie. Dabei wären solche Lapsus offenkundig nicht der Technik der Figurenrede in Rechnung zu stellen und solchermaßen gleichsam vindizierbar. Denn sie passieren dem Autor bis ins Spätwerk und auch in solchen Texten, in denen er in eigener Instanz oder doch in »autofiktionalem« Erzählmodus schreibt, wie in Montauk: »How do you call those birds?«<sup>61</sup>

- 30 Während der Schweizer den Deutschen prima vista und immer schon als solchen erkannt hat, erfolgt die umgekehrte oder reziproke Identifikation also erst, als und weil der Schweizer so freundlich ist, dem Deutschen und »seinem schwachen Englisch entgegen[zukommen]«. Seine Freundlichkeit wird ihm schlecht gedankt. Nachdem der Deutsche – im noch unkorrigierten Typoskript stand ein weiteres Mal: »leider« – bemerkt hat, dass sein Nachbar Schweizer ist, vermag ihn der »nicht mehr zu stoppen«. Und in dem Gespräch, das überhaupt erst durch die Höflichkeit des Schweizers in Fluss kommen kann, ist es dann »der Deutsche«, der diesen auf seine nationale Identität festlegen zu sollen meint. Dabei erfolgt die Festlegung wohl gemerkt in einem Kontext, in dem der Deutsche mit Stereotypen nur so um sich wirft. Er verstößt damit gegen das Zweite Gebot in dem Sinn, den Frisch diesem an einer berühmten, oft als Interpretament herangezogenen Stelle gab<sup>62</sup> – um von dem Paradox einmal abzusehen, dass »der Deutsche« in Homo faber ziemlich offensichtlich selber ein Erzeugnis von Stereotypen und »gemachten Bildern« ist –:

Er war zum ersten Mal in den Staaten, wie vermutet, dabei mit seinem Urteil schon fix und fertig, wobei er das eine und andere (im ganzen fand er die Amerikaner kulturlos) trotzdem anerkennen mußte, beispielsweise die Deutschfreundlichkeit der meisten Amerikaner.

Ich widersprach nicht.

Kein Deutscher wünsche Wiederbewaffnung, aber der Russe zwingt Amerika dazu, Tragik, ich als Schweizer (Schwyzzler, wie er mit Vorliebe sagte) könne alldies nicht beurteilen, weil nie im Kaukasus gewesen, er sei im Kaukasus gewesen, er kenne den Iwan, der nur durch Waffen zu belehren sei. Er kenne den Iwan! Das sagte er mehrmals. Nur durch Waffen zu belehren! sagte er, denn alles andere mache ihm keinen Eindruck, dem Iwan –

Ich schälte meinen Apfel.

Unterscheidung nach Herrenmenschen und Untermenschen, wie's der gute Hitler meinte, sei natürlich Unsinn; aber Asiaten bleiben Asiaten –

Ich aß meinen Apfel.

Ich nahm meinen elektrischen Rasierapparat aus der Mappe, um mich zu rasieren, beziehungsweise um eine Viertelstunde allein zu sein, ich mag die Deutschen nicht, obschon Joachim, mein Freund, auch Deutscher gewesen ist...<sup>63</sup>

- 31 Die Identifikation des Schweizers, der sich hier übrigens auch qua Erzähler als solcher sprachlich zu erkennen gibt – »gewesen ist« statt einfach »war« ist ein typischer Helvetizismus –, die Identifikation also des Schweizers »als Schweizer« nimmt der Deutsche in einem ganz bestimmten zeitgeschichtlichen Diskussionszusammenhang vor. Die Festlegung des Schweizers auf seine Nationalität erfolgt im Rahmen eines Gesprächs oder besser einer deutschen Lektion über eine damals brisante Streitfrage.

(Keine Woche nach dem ›Gespräch‹ sollten die ersten Wehrpflichtigen in die Bundeswehr einrücken.) Dabei war die also hochaktuelle Frage der Wiederbewaffnung seinerzeit nur zu geeignet, in den Nachbarländern teils diffuse, andernteils aber auch sehr bestimmte Ängste zu schüren. (So erlaubte zum Beispiel im Sommer desselben Jahrs das bundesdeutsche ›Ordensgesetz‹ den im Weltkrieg militärisch Dekorierten, ihre Auszeichnungen wieder zu tragen.)

- 32 Genau gesagt – das ist ja der unmittelbare Anlass für seine Festlegung auf seine nationale Identität – wird der Schweizer von der Diskussion über »alldies« ausgeschlossen, obwohl er eben »als Schweizer«, gerade qua Schweizer ein schlechtweg vitales Interesse hieran haben könnte oder müsste. Der Deutsche spricht ihm kurzerhand die Kompetenz ab, an der Debatte teilzunehmen. Und wirklich lässt Faber das, was der Deutsche, »die deutsche Schnauze« hier so alles daherredet, schweigsam und scheinbar widerspruchslos durchgehen; bis auf die im Typoskript dieses ›Dia‹-logs übrigens noch einmal mehr wiederholte Übersprungshandlung (die als solche auch im Folgenden wieder eintreten wird, um auch dort wieder Fabers stummem Protest, man kann deswegen schlecht sagen: Ausdruck zu geben<sup>64</sup>).
- 33 Während Faber sich also in wortloser und unbemerkter Ablehnung des vom anderen Gesagten seinem Apfel widmet, garniert der Deutsche seinen Akt von Selbstüberhebung auch noch mit einer herablassenden und »mit Vorliebe« wiederholten Sprachgeste, die wiederum nur zwischen Klammern notiert ist. Im so irrigen wie anmaßenden Glauben, die Sprache seines Nachbarn zu kennen und zu können, besteht die »Vorliebe« des Deutschen darin, den Schweizer mit einer Vokabel oder mit einer Varietätsform zu bezeichnen, von der er glaubt, dass sie die Selbstbezeichnung der Schweizer oder »Schwyzzer« sei. Statt allerdings seine Sprach- oder Varietätenkompetenz zu beweisen, verrät der Deutsche damit in der Tat nur seine völlige Ignoranz.
- 34 Das geht aus der orthographischen Umsetzung seines Pseudodialektismus hervor. Denn wie die Geminatio des Folgekonsonanten anzeigt, »zz«, hat man sich ganz offensichtlich vorzustellen, dass er den betonten Vokal kurz spricht, wo er doch in allen Schweizer Dialekten lang wäre. Es handelt sich dabei um einen tatsächlich nicht ganz untypischen Fehler von Deutschen, die zwar bemerkt haben, dass Langvokale der Standardsprache im Schweizerdeutschen kurz sein können (weil sie die neuhochdeutsche Vokaldehnung in offener Silbe nicht mitgemacht haben), die dabei aber die Differenz von Mono- und Diphthongen völlig übersehen (das heißt die neuhochdeutsche Diphthongierung nur der langen Vokale, wie sie eben bei ›Schweizer‹ versus ›Schwyzzer‹ vorliegt beziehungsweise vorläge).
- 35 Die Arroganz des deutschen Anspruchs, den Schweizer von der politisch-zeitgeschichtlichen Diskursgemeinschaft ausgrenzen zu dürfen, nimmt damit auch eine adäquate, nämlich eine schwer überhebliche Form an. Sie artikuliert sich in der sprachlichen Anmaßung, ›die eigene Rede des andern‹ immer schon zu beherrschen. Dabei genügt eben schon das eine Wort und Schibboleth, seinen Sprecher einer völligen Unbedarftheit zu überführen, wie sie den heterostereotypen Vorstellungen vom Schweizerdeutschen tatsächlich eigen sein kann<sup>65</sup>.
- 36 Was bei dem betulichen Pseudohelvetizismus des Deutschen herauskommt, »Schwyzzer«, wäre beim Wort, wenn auch nicht beim Buchstaben genommen das Homophon eines im eigentlichen Sinn des Adjektivs anrühigen nomen agentis. Über diese Assoziierbarkeit mit Schwitzen und Schweiß käme es, zusammen mit Bartwuchs, Fäulnis und tropischer, gleichsam hypertropher Fertilität auf einer ziemlich eng

- bestückten Isotopieebene, die, auch ›highly gendered‹, kurz darauf aufgerollt wird. Innerhalb eines körperhygienischen Codes markiert sie den Gegensatz zu dem, wofür hier, bei der ersten Begegnung mit ›dem‹ Deutschen, erstmals bereits die Rasur steht.
- 37 Das religionssoziologisch-sozialanthropologische Theorem, das Mary Douglas unter dem Titel *Purity and Danger* lanciert hat, dass nämlich solche sanitären Codes seit jeher und universell dazu dienen können, Identität und Alterität zu konstruieren, die Angst vor dem ›Anderen‹ zu konsolidieren, ließe sich an Homo faber geradezu schulbeispielhaft erhärten. Nicht nur beginnt sich Faber zu rasieren, kaum dass er fälschlich als »Schwyzzer« titulierte wurde und als ob er den unsauberen Doppelsinn dieses Titels damit gleichsam entkräften wollte; er legt überhaupt großen Wert darauf, sich von allem zu dissoziieren, was im landläufig-modernen wie im etymologisch-weiteren Sinn unhygienisch ist. Mit verräterischer Redundanz behauptet er, »nie in [s]einem Leben krank gewesen« zu sein<sup>66</sup>.
- 38 Verräterisch ist die wiederholte Behauptung deswegen, weil sich die einzigen Ausnahmen widersprechen, die er dabei von der behaupteten Leermenge seiner Krankengeschichte macht: einmal »ausgenommen Masern«<sup>67</sup>, dann »abgesehen vom Blinddarm«<sup>68</sup>. Und selbst wenn man die Unstimmigkeit der zweiten Stelle mit deren symbolischem Mehrwert rechtfertigen wollte, mit ihrer Affinität zur Motivreihe von ›Stockblindheit‹ und Selbstblendung oder auch mit der anatomischen Nähe des also vielleicht ominös so heißenden *locus minoris resistentiae* zu dem Organ, an dem Fabers finale Krankheit ausbricht, der »Magenkrebs«<sup>69</sup> –, so bliebe noch immer der Widerspruch, in dem diese angeblich einzigen Ausnahmen zu ihrem anderweitigen Kontext stehen. Denn anderwärts erwähnt Faber zu wiederholten Malen seine »Fischvergiftung in Tampico, 1951«, die er angeblich »nicht vergessen werde bis ans Ende [s]einer Tage«<sup>70</sup> und die er dann doch sehr wohl vergisst. Er vergisst sie jeweils dort oder unterschlägt sie gewissermaßen, wo er von sich behauptet, »abgesehen vom Blinddarm« oder den »Masern« sei er »nie krank gewesen«.
- 39 Die Unhaltbarkeit, Angestrengtheit oder Velleität dieser Behauptungen scheint eben symptomatisch zu sein für das Schema *Purity and Danger*, nach dem und weil nach ihm jegliches irgendwie ›Gefährliche‹ vom ›puren‹ Eigenen abgespalten werden muss; seien es nun Kot und Schmutz, Tod oder Krankheit, sei es das Animalisch-Körperliche in seiner Opposition zum Geistigen oder ›das andere Geschlecht‹ in seiner Opposition zur Männlichkeit und allem, was sich unbewusst oder assoziativ mit Männlichkeit verbinden kann. Reziprok dazu kann alles Bedrohliche im ›Anderen‹ unentwerrbar zu einem einzigen Vorstellungskonglomerat zusammenfallen. Ein Paradebeispiel dafür gäbe etwa Fabers ausdrücklich »allererste« sexuelle »Erfahrung« her, die mit der »Gattin [s]eines Lehrers«. In deren Person finden Weiblichkeit und Sexualität, Sexualität und Krankheit, Krankheit und Tod zu einer eben schlechtweg exemplarischen Symbiose zusammen, obendrein noch um die Assoziationen des Arationalen, Irrationalen und Tierischen vervollständigt. (Denn »wie eine Irre [...] oder wie eine Hündin« kam Faber die Frau vor.)<sup>71</sup>
- 40 Immerhin wird die fatale Lehrersgattin wenigstens weder ethnisch noch national noch auch nur regional als different markiert. Für solche Markierungen hält der Roman indessen etliche andere ›textbook examples‹ bereit. Nicht erst droht jener marginale Revenant des Düsseldorfers den so gut wie immer gesunden Schweizer an Leib und Seele »krank« zu machen; schon »die ganze Geschichte [s]einer langweiligen Fischvergiftung«<sup>72</sup>, die dieser bei seinen beiden Eigenanamnesen verräterischerweise

übergeht, erzählt er endlich aus dem Anlass, den ihm ein zentralamerikanischer Ortsname dazu gibt: »Tampico [...] das ist die dreckigste Stadt der Welt«<sup>73</sup> (von »Nordafrika« und den »Araber[n]« ganz zu schweigen<sup>74</sup>).

### III

- 41 Gemessen an den anderwärts ungleich viel massiver mobilisierten Widerständen dem Fremden und Anderen gegenüber, kommt Fabers »Düsseldorfer« also noch sehr glimpflich weg. Er erweist sich so als Repräsentant eines eben nur nächsten Fremden. Auch gibt er seine empörende Überheblichkeit sehr bald einmal auf. Er anerkennt die Überlegenheit des Schweizers und unterwirft sich diesem, sobald er in seiner Übergriffigkeit davon erfährt, dass Faber »für die Unesco arbeite[t]«. »Die Unesco [...] macht[] ihm Eindruck, wie alles Internationale.«<sup>75</sup> Und »er behandelt[]« Faber folglich »nicht mehr als Schwyzzer, sondern hört[] zu, als sei man eine Autorität«<sup>76</sup>, im Typoskript folgte: »beflissen und ohne Widerspruch in seinem rosigen Gesicht mit den blonden Brauen«.
- 42 Die Lesart des Typoskripts lässt vielleicht von neuem den Mechanismus Purity and Danger erkennen. Denn Fabers Widerwille gegen den Deutschen scheint seinerseits wieder einem körperhygienischen Code zu unterliegen. Nicht nur wurde in der Lesart das Adjektiv »rosig« wieder aufgenommen, das auch in der Druckfassung dem »Deutschen« mehrfach attribuiert wird (»ein Blonder mit rosiger Haut«; »rosig und dicklich« – eine im Typoskript noch fehlende Stelle –, »wie Joachim nie gewesen ist«, geschweige denn die »schwarz[e]«<sup>77</sup> »Halbjüdin« Hanna); sondern die blonde Haarfarbe war hier der dezidiert positiven Konnotationen gänzlich entkleidet, die sie seit eh und je mit sich führt.
- 43 Denn fixiert wurde allein das Blond der »Brauen«, also nur der Gesichts- und nicht mehr der Kopfbehaarung, an die solche Konnotatate vornehmlich gebunden sind oder wären. Die »blondenness« des Deutschen geriet so unterschwellig in eine assoziativ-isotopische Nähe zu dem Farbadjektiv, mit dem zusammen sie auch sonst im Text erscheint, »rosig«. Damit wurde möglicherweise etwas ganz Bestimmtes, wieder Animalisches insinuiert. Der eine und erste Deutsche Herbert Hencke wurde untergründig vielleicht zu einem Schlacht tier par excellence stilisiert, das landläufig noch dazu und paradoxerweise als besonders ekelhaft und »schmutzig« gilt. Mit seiner rosigen Haut und seinen blonden Brauen wäre »der Deutsche« so schlechterdings zu einer Verkörperung des »porco tedesco« geraten oder eben, wie das »verbreitet[e]«<sup>78</sup> Schimpfwort im Schweizerdeutschen offenbar seit dem Spätmittelalter<sup>79</sup> lautet, des »Sauschwaben«. Seine Um- und Hinabstilisierung geschah nota bene in einem und demselben Zusammenhang mit dem Rollenwechsel oder der Neudefinition der Rollen auf der Handlungsebene. Auch nur schon syntaktisch erfolgte sie ja in einem Zug mit der Unterwerfung und Selbstunterwerfung des Deutschen, der den frisch rasierten und nun in die mondäne Aura und »Autorität« der Vereinten Nationen getauchten Faber jetzt plötzlich »nicht mehr als Schwyzzer« behandelt und herabsetzt.
- 44 Das Phantom des »schweinishen«, aber gerade deshalb auch harmlosen Deutschen überlagerte hier ein anderes, das eigentliche und als solches angstbesetzte Feindbild des hässlichen und gefährlichen Deutschen. Dessen Züge finden sich schon in Herberts Suada von den »Asiaten«, die »Asiaten« ein für allemal »bleiben«, vom »Russe[n]« und »Iwan!«, »der nur durch Waffen zu belehren sei«. Das Erfahrungsgefälle, dem entlang

er den »immerhin«<sup>80</sup> deutlich älteren Schweizer mit solchem Mehrwissen, solcher »Besserwisserei« eindecken zu dürfen glaubt, ergibt sich für ihn aus seiner Teilnahme am Krieg. Es resultiert für ihn aus seinen Ostfronterfahrungen »im Kaukasus«, »seinem Kaukasus«<sup>81</sup>. Auf diese, »seine Schauergeschichten vom Iwan«, die und obwohl sie Faber längst »kenn[t]«, wird er auch später im Text mit ungetrübtem Soldatenstolz, mit bestem Gewissen und ohne falsche Scham wieder zurückkommen<sup>82</sup>. Auch zu Hannas mutmaßlicher Flucht »in letzter Stunde« nach Paris und dann »vermutlich weiter« aus Paris, das heißt vor oder nach dem Einmarsch der Wehrmacht, an dem er teil genommen haben soll, fällt ihm nur eben der quasi touristische Schönheitswert ein, den das alles für ihn ganz persönlich abwarf:

Hat sie [scil. Hanna] denn noch emigrieren können?

Ja, sagte er, das hat sie –

Wann?

1938, sagte er, in letzter Stunde –

Wohin?

Paris, sagte er, dann vermutlich weiter, denn ein paar Jahre später waren wir ja auch in Paris. – Übrigens meine schönste Zeit! Bevor ich in den Kaukasus kam. Sous les toits de Paris!

Mehr war nicht zu erfragen<sup>83</sup>.

- 45 Herberts Figurenreden, wie sie das Klischee des hässlichen Deutschen bedienen, sind zu diesem Zweck gerade hier etwas angestrengt zusammenphantasiert. Denn spätestens hier haben sie ihren Preis. Sie gehen auf Kosten der erzählerischen Plausibilität und insofern auch des literarischen Niveaus. Herbert nämlich soll zur erzählten Zeit »anfangs Dreißig« sein<sup>84</sup>. Die erzählte Zeit wiederum des 1957 erschienenen Romans muss in dessen Erscheinungsjahr fallen. Auf dieses legen sie gleich mehrere termini post quos fest, so ein »Citroën, Modell 57«<sup>85</sup>, oder auch schon die Fischvergiftung von »1951, also vor sechs Jahren«<sup>86</sup>. Ein »junge[r] Deutsche[r]« folglich, selbst wenn er »so jung« dann »auch wieder nicht« zu sein braucht<sup>87</sup>, sondern eben schon über »Dreißig«, aber doch erst »anfangs Dreißig«, könnte angesichts der chronologisch und annalistisch so liegenden Verhältnisse schwerlich in Paris mit einmarschiert sein.
- 46 Überboten wird Herberts schmissiges »wir«-Gerede vom Krieg und seiner zunächst also eigentlich anachronistischen Teilnahme daran womöglich noch durch seine hanebüchene Verharmlosung des »gute[n] Hitler« und der nationalsozialistischen Ideologie; mag er diese auch als »Unsinn« verwerfen und der Text damit die Möglichkeit offenhalten, solch lockeres Geschwätz einfach als nur sehr geschmacklose Ironie hinzunehmen. Diese Möglichkeit verliert allerdings etwas von ihrer Selbstverständlichkeit, sobald man die Stelle von ihren Kontexten her liest.
- 47 Literaturgeschichtlich kontextualisiert, gewinnt der Name dessen, der sich so entspannt über den »gute[n] Hitler« auszulassen geruht, eine ganz bestimmte Bedeutung oder Besetzung. Diese liegt unheimlich genau auf der Linie solcher Redeweisen, und zwar ihres Literalsinns. Wie nämlich der Name seines Bruders »Joachim« vom Korpus der Romanliteratur her ein überaus vorteilhaftes Konnotat immer schon mit sich führt, so ist sein eigener Vorname, »Herbert«, literarisch schwer belastet. Das Resultat solch einer Belastung ergibt sich bereits, wenn man seine Konnotation einfach nur von Frischs Gesamtwerk her erschließt<sup>88</sup>.
- 48 Im »Versuch eines Requiems« von 1945, jenem ersten je aufgeführten Frisch-Stück, Nun singen sie wieder, hieß ausgerechnet ein deutscher Kriegsverbrecher »Herbert«. An diesem Herbert verhandelte Frisch ein ihn zeitlebens und gerade damals

vexierendes Problem, den Widerspruch nämlich zwischen dem hohen Niveau der deutschen Kultur einerseits und der Grässlichkeit der von ihren Nutznießern begangenen Verbrechen andererseits. Der schweren Schuld dieses Herbert steht so dessen Kunstbeflissenheit gegenüber, repräsentiert durch die Person oder den Namen »Mörrike«<sup>89</sup>; so wie im übrigen auch der Herbert von Homo faber ein Schögeist und notorischer Konsument von Belletristik zu sein scheint: »Er las ein Heftlein, rororo«<sup>90</sup>; »Herbert las wieder ein rororo«<sup>91</sup> (eine Taschenbuchreihe, mit der Ernst Rowohlt, gewissermaßen auf der weiteren Trajektorie jener Widersprüchlichkeit, erstaunlich nahtlos an den Frontbuchhandel anzuknüpfen vermochte<sup>92</sup>).

- 49 Dass die Homonymie der Dramen- und der Romanfigur, des Kriegsverbrechers und des hypertypischen Bundesrepublikaners in Frischs Œuvre kein reiner Zufall ist, bestätigte vollends eine historisch-kritische Untersuchung des Romantexts. In dessen Entstehungsgeschichte hat Herbert Hencke nämlich, und zwar wieder in quasi »letzter Stunde«, im Spätsommer oder Frühherbst 57 sozusagen eine Entnazifizierung durchgemacht. Zuvor wäre es durchaus noch nicht so leicht möglich gewesen, den »junge[n] Deutsche[n]« als Wahrnehmung der Vorstellungen, Wunschvorstellungen von der Art der »Stunde Null« zu verstehen. Er eignete sich noch gar nicht dazu, die (auch verlags- oder bauhistorisch erweisbaren) Konstanten der deutschen Zeitgeschichte zu verdecken und zu verkennen.
- 50 In dem selben Typoskript, in dem auch jenes Prachtexemplar des hässlichen Deutschen erscheint, war Herbert Hencke noch ganz offen und direkt mit der Ideologie identifiziert, von der er sich auf den ersten Seiten obenhin »natürlich« distanziert. Die auch nur in dem Typoskript ausbuchstabierte »Vermutung«, die Modus und Kontext dieser Distanznahme heraufzubeschwören noch immer nicht ganz ungeeignet sind, wurde hier noch explizit ratifiziert. Der Erzähler lastete dem Deutschen »nicht nur« eine entsprechende parteipolitische Vergangenheit an; »sondern« er kam auch nicht darum herum, eigens »festzustellen«, dass Herbert der nazistischen Ideologie nach wie vor und »immer noch« verschrieben bleibt: »[...] Herbert redete kaum ein Wort, aber es genügte, um festzustellen, dass er nicht nur ein Nazi war, wie vermutet, sondern immer noch ist.«

---

## NOTES

1. Bd. 4, S. 112.

2. Vgl. Hermann Weber, *Die DDR. 1945–1990*, München: Oldenbourg, 2000 (Oldenbourg-Grundriß der Geschichte, Bd. 20), S. 87 f.; Urban Kaufmann, »Nicht die ersten sein, aber vor den letzten handeln«. Grundsätze und Praxis der Anerkennung von Staaten und Regierungen durch die Schweiz (1945–1961)«, in: Antoine Fleury et al. (Hgg.), *Die Schweiz und Deutschland. 1945–1961*, München: Oldenbourg, 2004 (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte. Sondernummer), S. 69–87, hier S. 79 f.

3. Bd. 4, S. 112.

4. Bd. 4, S. 82.

5. Bd. 4, S. 78.

6. Bd. 4, S. 139.
7. Bd. 4, S. 78.
8. Bd. 4, S. 143.
9. Vgl. Melanie Rohner, »Whiteness« und »non-whiteness« in Max Frischs »Stiller« und »Homo faber« [erscheint voraussichtlich 2012].
10. T. S. Eliot, »Der Familientag«, in: ders., *Werke*, Bd. 1: *Die Dramen*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1966, S. 85–173, hier S. 86; freundlicher Hinweis von Melanie Rohner, Bern, vom 1. August 2010.
11. Bd. 4, S. 139.
12. Bd. 4, S. 144.
13. Bd. 4, S. 112.
14. Bd. 4, S. 113.
15. Bd. 4, S. 159.
16. Bd. 4, S. 143.
17. Bd. 4, S. 143 f.
18. Bd. 4, S. 46.
19. Vgl. Torben Fischer und Matthias N. Lorenz (Hgg.), *Lexikon der »Vergangenheitsbewältigung« in Deutschland. Debatten- und Diskursgeschichte des Nationalsozialismus nach 1945*, Bielefeld: transcript, 2009, S. 42 f.
20. Bd. 4, S. 7.
21. Bd. 4, S. 9.
22. Bd. 4, S. 8.
23. Bd. 4, S. 54; im Original keine Hervorhebung.
24. Bd. 4, S. 54; im Original keine Hervorhebung.
25. Bd. 4, S. 7.
26. Bd. 4, S. 16, 18, 23.
27. Bd. 4, S. 11, 13f., 17, 19.
28. Vgl. Werner Durth, *Deutsche Architekten. Biographische Verflechtungen. 1900–1970*, München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1992, S. 346–382; ders., »Düsseldorf. Kontinuität in Kontrasten«, in: Jörn Düwel et al. (Hgg.), *1945. Krieg – Zerstörung – Aufbau. Architektur und Stadtplanung 1940–1960*, Berlin: Henschel, 1995, S. 325–336; ders. und Paul Sigel, *Baukultur. Spiegel gesellschaftlichen Wandels*, Berlin: Jovis, 2009, S. 451–453.
29. Bd. 4, S. 192.
30. Bd. 4, S. 7; im Original keine Hervorhebung.
31. Bd. 4, S. 185.
32. Bd. 4, S. 185–187.
33. Bd. 4, S. 8.
34. Bd. 4, S. 187.
35. Bd. 4, S. 15, 33; im Original keine Hervorhebung.
36. Bd. 4, S. 23.
37. Bd. 4, S. 202.
38. Bd. 4, S. 183.
39. Bd. 4, S. 183; im Original keine Hervorhebung.
40. Bd. 4, S. 202.
41. Bd. 4, S. 139.
42. Bd. 4, S. 149.
43. Vgl. Rohner, »Whiteness« und »non-whiteness« in Max Frischs »Stiller« und »Homo faber«.
44. Bd. 3, S. 705. In den *Zauberberg* übrigens scheint der Name, samt seiner positiven Besetztheit, aus Theodor Fontanes *Stechlin* gelangt zu sein. Vgl. Theodor Fontane, *Der Stechlin*, Bd. 17 der Großen Brandenburger Ausgabe: *Das erzählerische Werk*, hg. v. Klaus-Peter Möller, Berlin: Aufbau, 2001, S. 10.

45. Bd. 4, S. 139, 143, 146.
46. Bd. 4, S. 7.
47. Bd. 4, S. 10.
48. Bd. 6, S. 555.
49. Vgl. z. B. Georg Kreis und Regina Wecker, »Vorwort«, in: dies. (Hgg.), *Deutsche und Deutschland aus Schweizer Perspektiven*, Basel: Schwabe, 2007 (Itinera, Fasc. 26), S. 5; Bruno Schoch, »Helvetische Abgrenzungen im 19. Jahrhundert«, in: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte* 26, 1997, S. 25-60, hier S. 26.
50. Vgl. Ferdinand Rüdiger Claudius Gröger, *Aspekte des politischen Deutschlandbildes in der Schweiz. Dargestellt am Beispiel der Berichterstattung von sechs ausgewählten schweizerischen Tageszeitungen zum »innerdeutschen Dialog«, 1969–1972*, Diss. Bonn, 1982, S. 23.
51. Bd. 4, S. 10.
52. Bd. 4, S. 202.
53. Vgl. Regina Wecker, »Geschlecht und nationale Identität: Darstellungen und Berichte über Deutschland (1945-1947)«, in: Kreis und dies. (Hgg.), *Deutsche und Deutschland aus Schweizer Perspektiven*, S. 93–108.
54. Bd. 4, S. 28, 45, 202.
55. Bd. 4, S. 47.
56. Bd. 4, S. 46. Vgl. Bd. 4, S. 56 f. mit Klaus Müller-Salget, *Max Frisch. »Homo faber«*, Stuttgart: Reclam, 2008 (Erläuterungen und Dokumente), S. 37.
57. Bd. 4, S. 8.
58. Bd. 4, S. 11; im Original keine Hervorhebung.
59. Bd. 4, S. 78; im Original keine Hervorhebung.
60. Bd. 4, S. 120; im Original keine Hervorhebung.
61. Bd. 6, S. 653; im Original keine Hervorhebung.
62. Bd. 2, S. 369–371.
63. Bd. 4, S. 9 f.
64. Bd. 4, S. 76.
65. Vgl. z. B. Yahya Elsaghe, »»Krankheit unserer Marschen«. Zur Verdrängung der Krebsangst in Theodor Storms Novelle *Ein Bekenntnis*«, in: *Zeitschrift für Germanistik*, Neue Folge 20.3, 2010, S. 508-521, hier S. 515. Zum Hintergrund von Storms als Helvetizismen ausgegebenen Suevizismen vgl. Theodor Storm, Brief vom 27. August 1884 an Margarethe Mörike, in: *Theodor Storm – Eduard Mörike; Theodor Storm – Margarethe Mörike. Briefwechsel mit Storms »Meine Erinnerungen an Eduard Mörike«*, hg. v. Hildburg und Werner Kohlschmidt, Berlin: Erich Schmidt, 1978, S. 117-119.
66. Bd. 4, S. 98 f.; vgl. Bd. 4, S. 38, 164.
67. Bd. 4, S. 38.
68. Bd. 4, S. 99.
69. Bd. 4, S. 178, 198; im Original keine Hervorhebung.
70. Bd. 4, S. 17.
71. Bd. 4, S. 99 f.
72. Bd. 4, S. 17.
73. Bd. 4, S. 17.
74. Bd. 4, S. 105.
75. Bd. 4, S. 10.
76. Bd. 4, S. 10.
77. Bd. 4, S. 78.
78. *Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache*, Bd. 9, Frauenfeld: Huber & Co., 1929, Sp. 1707–1718, hier Sp. 1715, s. v. ›Schwab‹.



79. Vgl. Guy P. Marchal, »Quia Germani estis« (Jakob Wimpfeling). ›Schweizer‹ und ›Deutsche‹ um 1500?, in: Kreis und Wecker (Hgg.), *Deutsche und Deutschland aus Schweizer Perspektiven*, S. 7–15, hier S. 11; Hans Ulrich Jost, »Bewunderung und heimliche Angst: Gesellschaftliche und kulturelle Reaktionen in Bezug auf das deutsche Kaiserreich«, in: Kreis und Wecker (Hgg.), *Deutsche und Deutschland aus Schweizer Perspektiven*, S. 17–45, hier S. 17; Ludwig Rohner, »Schweizer und Schwaben. Zur Mentalitätsgeschichte einer Nachbarschaft«, in: Jürg Altwegg und Roger de Weck (Hgg.), *Kuhschweizer und Sauschwaben. Schweizer, Deutsche und ihre Hassliebe*, München: Nagel & Kimche, 2003, S. 132–149, hier S. 143 f.

80. Bd. 4, S. 8.

81. Bd. 4, S. 41.

82. Bd. 4, S. 41.

83. Bd. 4, S. 32.

84. Bd. 4, S. 8.

85. Bd. 4, S. 189. »Modell 57« wurde nachträglich und erst handschriftlich ins Typoskript eingefügt.

86. Bd. 4, S. 17; im Original keine Hervorhebung.

87. Bd. 4, S. 8.

88. Freundlicher Hinweis von Melanie Rohner, Bern, vom 2. August 2010.

89. Bd. 2, S. 82. Vgl. Bd. 3, S. 705; Max Frisch, *Schwarzes Quadrat. Zwei Poetikvorlesungen*, hg. v. Daniel de Vin, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2008, S. 38.

90. Bd. 4, S. 9.

91. Bd. 4, S. 27.

92. Vgl. David Oels, »Rowohlts Rotationsroutine. Das moderne Taschenbuch in Deutschland und der rasante Aufstieg des Rowohlt Verlags nach 1945«, in: Erhard Schütz und Peter Uwe Hohendahl (Hgg.), *Solitäre und Netzwerker. Akteure des kulturpolitischen Konservatismus nach 1945 in der Westzone Deutschlands*, Essen: Klartext, 2009, S. 185–208, hier S. 188–192.

## RÉSUMÉS

Der Roman *Homo faber*, sowohl in der Schweiz wie auch in Deutschland so gut rezipiert wie kein zweiter des Autors, lässt sich im größeren Rahmen einer Deutschschweizer Mentalitätsgeschichte daraufhin untersuchen, wie er sich im Spannungsfeld von Germanophilie und -phobie bewegt. Zu diesem Zweck sind die deutschen Figuren, soweit sie zum Hauptpersonal gehören, einzuteilen nach ihrem Geschlecht, ihrer ethnischen Identität und dem Moment, in dem sie ins Leben des Protagonisten, aber auch in die Erzählzeit des Romans eintreten. Besonderes Interesse verdient dabei der erste Deutsche, der in der Romanhandlung paradiert wird und der den Erzähler zu einer unumwundenen, wenn auch qualifiziert germanophoben Äußerung provoziert. Die extrem hohe Stereotypizität des Anlasses, der Faber dazu bringt, sich zu solch einem Credo hinreißen zu lassen, steht in einem seltsamen und interpretationsbedürftigen Missverhältnis zu dem Umstand, dass das Phänomen und Problem der Stereotypenbildung gerade an dieser einen deutschen Figur und ihren Figurenreden thematisch wird.

C'est en Suisse et en Allemagne que le roman *Homo Faber* fut, de tous les romans de l'auteur, le mieux accueilli. Considéré sous cet aspect, et dans le cadre d'une histoire de la mentalité suisse

alémanique, l'examen de l'évolution du roman à la frontière de la germanophilie et de la germanophobie se révèle éclairant. Dans cette perspective, les personnages allemands du roman, pour autant qu'il s'agisse de personnages principaux, doivent être considérés selon leur sexe, leur identité ethnique, leur entrée dans la vie du protagoniste et dans le temps de la narration. Le premier personnage allemand du roman est, selon cette approche, d'un intérêt particulier en ceci qu'il provoque chez le protagoniste un trait germanophobe sans ambages quoique qualifié. La stéréotypicité extrêmement élevée du motif provoquant ce trait est curieusement disproportionné comparé au fait que le phénomène et le problème de la formation des stéréotypes sont thématisés précisément au moyen, et dans le discours, de ce personnage si particulièrement allemand. C'est cette curieuse disproportion qu'il s'agit d'interpréter.

*Homo faber* is by far the most highly regarded of Frisch's novels in both Switzerland and Germany. Within the wider framework of the Swiss-German history of mentalities, the novel can be analysed in terms of its oscillations between Germanophilia and Germanophobia. Such an analysis would categorise the major German characteristics according to their gender, their ethnic identity, and the points at which they enter both the protagonist's life and the novel's narrative time. The analysis would pay particular attention to the first German who is paraded in the narrative, and who prompts the narrator to make a vigorous, if qualified, Germanophobic remark. There is a curious disparity – a disparity which requires interpretation – between the highly stereotyped nature of the episode which so readily elicits Faber's deep-seated disdain and the fact that the phenomenon and problem of stereotype-formation are thematised through this particularly German character and his utterances.

## INDEX

**Mots-clés :** germanophobie  
**oeuvre citée** *Homo faber*

## AUTEUR

PROF. DR. YAHYA ELSAGHE

Universität Bern, Institut für Germanistik